

Rauchen als Aspekt der Gruppenidentität

Systemtheoretische Überlegungen zu einem kaum beachteten Aspekt

Martin Hafen
HSA Hochschule für Soziale Arbeit Luzern

Zusammenfassung

Um die Jahrhundertwende konstatierten Präventionsfachleute mit Besorgnis, dass der Zigarettenkonsum bei Jugendlichen allen präventiven Bemühungen zum Trotz deutlich am Zunehmen war. Viele der bewährten Begründungen für Tabakkonsum von Jugendlichen konnten diese Entwicklung nicht oder nur teilweise erklären – auch weil sie vornehmlich auf die Individuen ausgerichtet sind und nicht auf ihr soziales Umfeld. Dieser Artikel präsentiert mit den Mitteln der soziologischen Systemtheorie einen ergänzenden Erklärungsansatz. Die These ist, dass Rauchen in Gleichaltrigengruppen zur Stärkung der Gruppenidentität mit Symbolwert aufgeladen wird und, dass diese Symbolik die Inklusionschancen von Jugendlichen in diesen Gruppen beeinflusst. Zur Begründung werden bewährte Begriffe resp. Unterscheidungen der Systemtheorie (symbiotische Symbole, Inklusion/Exklusion, Person) herangezogen, durch neuere Begriffsvorschläge wie Signatur und Gegenzeichnung ergänzt und mit Konzepten wie „Gruppe“ konfrontiert, deren Status in der Systemtheorie eher unklar ist. Der Praxisbezug soll dadurch wieder hergestellt werden, dass Vorschläge für die professionelle Prävention abgeleitet und einige Überlegungen zu den Grenzen und Möglichkeiten der Prävention angestellt werden.

Schlüsselwörter

Prävention, Peer-Group, Rauchen, Verhaltensprävention, Gruppenidentität, Systemtheorie, Luhmann

1. Einleitung

Folgt man den Wiederholungsbefragungen der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zur „Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland“ (BzGA 2004, S. 16), dann sieht man, dass der Zigarettenkonsum bei Jugendlichen in Deutschland zwischen 1993 und 1997 deutlich zunahm, bis ins Jahr 2001 stagnierte und seither wieder am Sinken ist. Da die Jugendlichen seit Jahrzehnten die bevorzugte Zielgruppe der professionellen Prävention repräsentieren (s. Hafen 2004) und die Tabakprävention ein wichtiges Interventionsfeld darstellt, fühlen sich die Präventionsfachleute durch solche Entwicklungen verunsichert. Hat die Prävention versagt,

oder wäre alles noch viel schlimmer gekommen, wenn man auf die präventiven Maßnahmen gänzlich verzichtet hätte?

Hier ist nicht der Ort, Antworten auf diese Fragen der Wirkung (resp. Nichtwirkung) von präventiven Maßnahmen zu suchen. Die Aufgabe der Prävention, in der Gegenwart zukünftige Probleme durch die Verringerung von Risikofaktoren und die Stärkung von Schutzfaktoren zu verhindern, ist so komplex, dass sich bei einem Phänomen wie Sucht mit seinen zahlreichen möglichen psychischen, physischen und sozialen Einflussfaktoren enorme methodologische Probleme stellen, wenn man die Wirkung von präventiven Maßnahmen messen will (Uhl 1998) – ganz abgesehen davon, dass sich die Frage nach dem, was ohne (oder auch: mit deutlich mehr) Prävention zu erwarten gewesen wäre, auch mit komplexen methodischen Designs nicht beantworten lässt.

Hier stehen nicht Wirkungsfragen im Vordergrund, sondern ein Schritt, der bei der Konzipierung von präventiven Maßnahmen gewöhnlich am Anfang steht: die Suche nach möglichen Einflussfaktoren für das zu verhindernde Phänomen (in diesem Fall: das Rauchen von Jugendlichen). Der Blick wird dabei nicht, wie das in der professionellen Prävention immer noch mehrheitlich üblich ist, primär auf das Individuum (resp. sein psychisches System) gerichtet, das vor dem Rauchen bewahrt werden soll, sondern auf ein soziales System in seiner relevanten Umwelt (Setting-Ansatz): die Gleichaltrigen-Gruppe oder Peer-Group. Die zu prüfende dreiteilige These ist, dass Rauchen in diesen Systemen in unterschiedlichem Ausmaß symbolisch besetzt und damit kommunikativ relevant wird, dass diese kommunikative Relevanz die Inklusionschancen der Jugendlichen beeinflusst und, dass dieser Prozess – ähnlich dem der Mode – über gewisse Zeiträume verstärkt auftreten kann und so die Prävalenz des Rauchens in einem größeren Ausmaß zu beeinflussen vermag.

Die Prüfung dieser Teilthesen wird mit den Mitteln der soziologischen Systemtheorie angestrebt (s. grundsätzlich Luhmann 1994). Diese Wahl bedingt, dass Jugendliche nicht als Menschen verstanden werden, die in einer Gruppe mit andern Jugendlichen kommunizieren. Getreu dem Luhmannschen (1998, S. 19) Diktum, dass nicht der Mensch, sondern ausschließlich die Kommunikation kommunizieren kann, werden die Systemebenen „Kommunikation“, „Psyche“ und „Körper“ analytisch strikt getrennt. In Hinblick auf das Rauchen, das in der professionellen Praxis wie andere Suchtformen als „bio-psycho-soziales“ Phänomen beschrieben wird, bedeutet dies, dass in diesem Aufsatz systemtheoretische Konzepte in Anspruch genommen werden, die den Bereich der Kopplung sozialer, psychischer und biologischer Systeme tangieren: Person, soziale Adresse, Inklusion/Exklusion, symbiotisches Symbol, Identität, Signatur/Gegenzeichnung.

In einem ersten Schritt soll die Form von Gleichaltrigen-gruppen bestimmt werden. Dann wird es darum gehen zu schauen, wie Jugendliche als Gruppenmitglieder beschrieben werden können, wenn die Gruppe nicht als System beschrieben wird, das aus Jugendlichen (als

Menschen) „besteht“. In der Folge wird der Blick auf die Ebene der Psyche gelenkt und geprüft, wie Jugendliche sich (als „Individuen“) in die Gruppe einzubringen versuchen. Schließlich wird es darum gehen, Rauchen als symbiotisches Symbol zu plausibilisieren und seinen Einfluss auf die Inklusionschancen von Jugendlichen zu beschreiben. Im letzten Kapitel soll der Blick wieder auf die professionelle Prävention gelenkt und danach gefragt werden, welche praktischen Maßnahmen die theoretischen Ausführungen allenfalls nahe legen.

2. Die Form der Gleichaltrigen

Es ist weithin unbestritten, dass Jugendgruppen in der Sozialisation von Jugendlichen eine wichtige Rolle spielen. Im Prozess der Ablösung von der Herkunftsfamilie orientieren sich die Heranwachsenden in zunehmendem Maß an Gleichaltrigen mit ähnlich gelagerten Interessen (Peers). Für die Beschreibung der entsprechenden sozialen Prozesse mit den Mitteln der soziologischen Systemtheorie ist als Erstes die Form der Gruppe zu bestimmen (vgl. auch Hafén 2005a, 2005b).

Luhmann (1994a, S. 16) unterscheidet auf der Ebene sozialer Systeme Gesellschaft, Organisation und Interaktion – Gesellschaft verstanden als Gesamtheit aller Kommunikationen (Fuchs 2001, S. 108ff.), Organisation als systemische Verkettung von Entscheidungen (Luhmann 2000) und Interaktion als Kommunikation unter der Bedingung wechselseitiger Wahrnehmbarkeit (Kieserling 1999). Ein System ist dabei nicht als Ding oder als Raum zu sehen, sondern als Differenz – als Differenz von System und Umwelt (Luhmann 1994a, S. 35).

Soziale Systeme reproduzieren durch ihre Verkettung von Kommunikationen demnach nicht nur sich selbst, sondern immer auch ihre spezifische Umwelt. Das bedeutet, dass weder das System noch irgend eine Umwelt (z.B. die „Lebenswelt“) ontologisch als Dinge mit einem „Wesen“ gegeben sind. Vielmehr stellen Systeme und ihre Umwelt systeminterne Konstruktionen dar, welche die Differenz von System und Umwelt im System reproduzieren (Fuchs 2001). Kommunikationen sind in diesem Sinn nicht Kommunikationen für sich, sondern werden erst zur Kommunikation, wenn andere Kommunikationen an sie anschließen. Der Kybernetiker Norbert Wiener drückt die Relevanz dieser theoretischen Annahme für die kommunikative Praxis folgendermaßen aus: „Was ich gesagt habe, weiß ich erst, [...] wenn ich die Antwort darauf kenne“ (zit. in Zwingmann et al. 1998, S. 64). Dabei ist es möglich, dass eine Kommunikation in unterschiedlichen Systemen zu Anschlüssen führt. So kann die Sitzung eines Aufsichtsrats zur gleichen Zeit als Interaktionssystem, als Subsystem einer Organisation und als gesellschaftliche Kommunikation beobachtet werden.

Will man den Gruppenbegriff näher bestimmen, bietet sich an, zuerst nach dem Bezug zu diesen drei Systemtypen zu fragen. Wie jede Kommunikation sind auch Gruppenprozesse immer in das Netzwerk gesellschaftlicher Kommunikation eingespannt. Weiter ist erkennbar,

dass sich Gruppen in einem großen Maß als Interaktion reproduzieren. Andererseits verfügen sie über Strukturen, die ihnen mehr Beständigkeit ermöglichen als ein loses Gespräch auf einer Parkbank. Auch bestimmen sie über Mitgliedschaften, ohne jedoch die gleichen formalen Bedingungen an eine Mitgliedschaft zu knüpfen wie Organisationen. Fuhse (2001), dem wir in unseren Ausführungen zur Gruppe weitgehend folgen, geht davon aus, dass das Sozialsystem Gruppe mit Hilfe einer symbolisch generalisierten Gruppenidentität deutlich zwischen dem Innen und dem Außen einer Gruppe unterscheidet. Wenn man in Anschluss an Fuchs (1999) zwischen Operation (der Kommunikation) und Beobachtung (dem was kommuniziert resp. konstruiert wird) unterscheidet, dann lässt sich festhalten, dass es sich bei der Gruppenidentität explizit um eine Konstruktionsleistung auf der Ebene der Beobachtung handelt, also um ein semantisches Konstrukt, welches sich von der operativen Identität unterscheidet. Anders formuliert: Gruppen zeichnen sich (z.B. gegenüber gewissen Interaktionssystemen) dadurch aus, dass sie ihre Identität immer wieder (explizit oder implizit) thematisieren und dass sich diese Thematisierung in der Gruppengeschichte niederschlägt, also für die weitere Kommunikation an Strukturwert gewinnt.

Der Name ist für Fuhse (2001, S. 8) die wichtigste Komponente der Gruppenidentität. Über den Namen werde im System symbolisch zwischen System und Umwelt, zwischen dem „Wir“ und den andern unterschieden. Damit wird es möglich, die Kommunikation direkt auf dieses „Wir“ zu beziehen, „ohne dass die Grenzziehung zwischen der Gruppe und dem Rest der Welt weiterer Begründung bedürfte“. Andere Symbole, wie Kleidung, unterstreichen zwar die Grenzziehung; ihre Bedeutung ist aber gegenüber dem Namen sekundär.

Im Kontext dieser Arbeit erscheint es nicht unbedingt zwingend, den Namen als zentrale Komponente der Gruppenidentität zu sehen. Viele Jugendliche halten sich regelmäßig auch in Gruppen (z.B. von Freunden/Freundinnen) auf, die eine sehr starke Gruppenidentität haben, diese aber nicht mit einem Namen bezeichnen. Die Identität kann nach Fuhse als Medium bezeichnet werden, das in bestimmten Situationen zu Formen geprägt wird, um die Einheit der Gruppe zu betonen. Dabei greifen die Gruppen, nach Fuhse (2001, S. 14), bei ihrer Identitätsbildung oft auch auf kollektive Identitäten zurück – auf Schemata zur Bildung von Gruppenidentitäten, die auch in anderen Gruppen genutzt werden (Skater, Punks, Homeboys und wie die Bezeichnungen dann immer lauten).

In der Sozialdimension strukturiert die Gruppenidentität die doppelte Kontingenz der Kommunikation auf drei Ebenen: auf der Ebene der Bindung der Gruppenmitglieder, auf der Ebene der Normierung von Verhaltenserwartungen und auf der Ebene der Reduktion von Unsicherheit im Bereich der persönlichen Beziehungen und der Lebensstile. Die Bindungsqualität lässt sich danach unterscheiden, ob die Gruppen eher auf den persönlichen Beziehungen zwischen den Gruppenmitgliedern bestehen (Common-Bond-Gruppen) oder ob die generalisierte Gruppenidentität im Vordergrund steht (Common-Identity-Gruppen; Begriffe nach Prentice et al. 1994). Die

Common-Identity-Gruppen sind weniger anfällig für personelle Wechsel und für interne Konflikte, und zudem bleibt immer noch die generalisierte Gruppenidentität als Faktor der Restabilisierung. Die Gruppenmitglieder wiederum sind in einer Art „informaler Mitgliedschaft“ in die Gruppe inkludiert – eine Mitgliedschaft, die über die Wahrnehmung im Kontext von Interaktion hinausgeht, aber nicht reglementiert ist wie in Organisationen. Zudem verfügen sie, da sie weit gehend ohne Geld, Recht oder Macht auskommen müssen, kaum über Sanktionsmechanismen – es sei denn im Rückgriff auf Gewalt (Fuhse 2001, S. 116ff.). Rechnet man psychische Formen von Gewalt dazu, ergibt sich doch ein beachtliches Sanktionspotenzial der Gruppe gegenüber ihren Mitgliedern.

Trotz des Fehlens formaler Strukturen können sich in Gruppen Differenzen zwischen Zentrum und Peripherie sowie Hierarchisierungen herausbilden. Differenzen ergeben sich auch auf der Ebene der Mitgliedschaft. So haben Gruppen im Gegensatz zu Interaktionssystemen (die sich eindeutig über Anwesenheit konstituieren) und Organisationen (mit ihren formalen Mitgliedschaften) verschwommene Systemgrenzen. Das führt dazu, dass die Gruppe über ein Reservoir an potenziell aktiven Mitgliedern verfügt, die als stille Reserve oder einfach nur als weniger engagierte Mitglieder betrachtet werden. Da die Common-Identity-Gruppen neue Mitglieder nicht durch Arbeitsverträge an sich binden können, erfolgt die Inklusion graduell und unter verstärkter Orientierung an der Systemidentität (Fuhse 2001, S. 21ff.).

Trotz des Fehlens schriftlich fixierter Erinnerungsleistungen verfügen auch Gruppen über ein Systemgedächtnis, das mit Hilfe des Mediums der Gruppenidentität aufgebaut wird und das (wenige) Erinnerungswerte vom (massenhaft anfallenden) Nicht-Erinnerungswerten trennt. Die Fixierung des Gedächtnisses an die Gruppenidentität erschwert es der Gruppe, sich auf sich verändernde Umweltbedingungen einzustellen, denn Veränderungen sind ja (anders als in Organisationen) nicht primär über Entscheidungen, sondern in erster Linie über die Veränderung der Gruppen-Identität möglich. Eine solche Veränderung ist nur langsam erreichbar, was bei drastischen Veränderungen in der Umwelt dazu führt, dass die Gruppenidentität nicht mehr den Erwartungen der psychischen Systeme der Gruppenmitglieder entspricht. Das wiederum führt zu Austritten oder zu Versuchen der Gruppe, die verlorene Bindung über Konflikte mit einer Outgroup, einer negativen Referenz-Gruppe wiederherzustellen (Fuhse 2001, S. 25ff.).

3. Jugendliche als Gruppenmitglieder

In der Einleitung war die Rede davon, dass die Systemtheorie nicht davon ausgeht, dass Jugendliche (als Menschen) dadurch eine Gruppe bilden, dass sie zusammen kommunizieren. Gruppenkommunikation ist eigenständige (selbstreferentielle, spezifisch strukturierte) Kommunikation, die ebenso wenig in die psychische Umwelt der Jugendlichen ausgreifen kann, wie die Jugendlichen in die Kommunikation hinein denken können. Wir haben es mit Verhältnissen der Interpenetration, d.h. mit konditio-

niertem Koproduktion (Fuchs 2002) und Koevolution zu tun und nicht mit Verhältnissen der Überschneidung oder Überlappung.

Für das hier bearbeitete Thema bietet sich an, den Kommunikationsbegriff weiter zu spezifizieren und die Unterscheidung von Kommunikation und Handlung einzuführen. Durch die analytische Trennung von Kommunikation und psychischem System bekommt der Handlungsbegriff in der Systemtheorie Luhmanns eine ganz spezifische Gewichtung. „Handlung“ bezeichnet bei Luhmann nicht die Letztelemente von sozialen Systemen wie etwa bei Parsons (1959) oder in nicht systemtheoretisch orientierten Handlungstheorien, sondern lediglich einen Ausschnitt des kommunikativen Geschehens, nämlich jenen der Mitteilung. Dabei reproduziert sich Kommunikation nicht nur über die Selektion von Mitteilungshandlungen (z.B. gesprochene Sätze), die aneinander anschließen, sondern auch über die Selektionen der Information und des Verstehens (Luhmann 1994a, S. 225).

Die Mitteilungshandlung ist demnach – um die bisherigen Ausführungen aufzunehmen – das Resultat der (unbeobachtbaren) Beobachtungsoperation, die Konstruktion. Das Kommunikationssystem muss sich als Handlungssystem ausflaggen, um überhaupt beobachtet werden oder sich selbst beobachten zu können. Diese soziale Beschreibung von Einzelhandlungen macht den komplexen Kommunikationsprozess erfahrbar und ermöglicht dadurch Anschlussfähigkeit. Gerade in Hinblick auf ein Phänomen wie Rauchen bietet sich an, kommunikatives Handeln von nicht-kommunikativen Verhaltensweisen zu unterscheiden. Nach den bisherigen Ausführungen gibt es keine Maßgabe dafür, ob eine Handlung (wie das Rauchen) als kommunikatives oder nicht-kommunikatives Verhalten einzustufen ist; vielmehr ist es die Kommunikation selbst, die (im Zuge des operativen Verstehens) festlegt, ob eine Information mitgeteilt wurde oder nicht.

Indem ein Kommunikationssystem Handlungen als kommunikative Konstrukte „ausflaggt“, konstruiert es gleichzeitig Handelnde, denen es die Kommunikationshandlungen zurechnen kann. Nach Fuchs (2003a, S. 23) erschaffen sich die sozialen Systeme auf diese Weise „Subjekte“, die ersichtlich nicht als Subjektwesenheiten in der Umwelt sozialer Systeme vorkommen“. Wenn also im Rahmen dieser Arbeit von Jugendlichen, Präventionsfachleuten oder von Peer-Leaders die Rede ist, dann kann es nicht um real existierende Individuen gehen, sondern immer nur um kommunikative Konstruktionen.

Luhmann (1994a, S. 429) schlägt vor, für diese Zuschreibung von Handlung den Begriff „Person“ zu verwenden. Personen sind in diesem Sinn keine Systeme (weder psychische noch physische), sondern Strukturen des sozialen Systems, welche eine Zuschreibung (Selektion) einer Handlung ermöglichen und den Spielraum möglichen Verhaltens einschränken. Person als Form unterscheidet „Person“ von „Unperson“: Während der Begriff der Person die individuell attribuierten Verhaltenseinschränkungen bezeichnet, steht „Unperson“ für die Gesamtheit der aktuell ausgeschlossenen, aber auch möglichen Attributionen (Fuchs 2003a, S. 31). So wie in jeder

Mitteilung die Differenz von Information und Mitteilung und mit ihr die Systemstrukturen neu (re)konstruiert werden, so wird auch die Differenz von Person und Unperson aktualisiert. Bei jeder dieser Aktualisierungen kommen andere Aspekte der Struktur „Person“ (als Einheit von Person und Unperson) zur Geltung und es werden vorher aktuelle weggelassen. Beispielsweise verändern sich die Erwartungen gegenüber einem Mitschüler, der in der Schulpause wegen seines „uncoolen Outfits“ oder seiner übermäßigen Körperfülle von seinen Kameraden gemieden wird, wenn man ihn in der Mathematikprüfung als Banknachbarn hat und von seinen Kenntnissen in Trigonometrie zu profitieren hofft.

Sehr nahe beim Begriff der Person anzusiedeln ist der Begriff der sozialen Adresse, der maßgeblich von Fuchs (1997) in die (system)theoretische Diskussion eingeführt wurde. Es geht wie beim Personenbegriff nicht um „Leute oder Leuteäquivalente“ (Fuchs 2003a, S. 16), sondern um die Einführung von Erwartungen. In diesem Sinn kann man sagen, dass Personen in Kommunikationssystemen mit einer Adresse versehen werden, die Mitteilungshandeln präziser zurechenbar macht und eben: die Erwartungen lenkt. Adressabilität ist damit für Fuchs (2003a, S. 18) „eine hoch brisante, sozusagen lebens-technisch entscheidende Angelegenheit“, da sie den Grad der Inklusion von Personen in soziale Systeme reguliert.

„Jugendliche“ sind demnach aus systemtheoretischer Perspektive als Personen zu verstehen, als kommunikative Konstrukte, die – je nach System – die Erwartungen ganz unterschiedlich strukturieren: in der Peer-Group anders als in der Familie, im Lehrbetrieb anders als im Sportverein. Dazu kommt, dass sich das Schema „Jugend“, das auf alle Jugendlichen angewendet wird, laufend weiter entwickelt. „Jugend“ im Mittelalter hat eine ganz andere Bedeutung als „Jugend“ zu Beginn des dritten Jahrtausends (Hermann 2001). Im Weiteren unterscheiden sich die Konzepte der Jugend auch synchron dergestalt, dass Jugendliche (als Jugendliche) in Afrika mit ganz andern Erwartungen konfrontiert sind als in den USA.

Wie Jugendliche als Personen in unterschiedlichen Systemen (z.B. in einer Jugendgruppe) als relevant markiert werden – dafür steht in der Systemtheorie die Unterscheidung Inklusion/Exklusion. Bei der Inklusion – also bei der Aktualisierung der einen Seite der Unterscheidung – um einen „einschließenden Ausschluss, darum also, dass in der Kommunikation nichts Menschliches, Somatisches, Psychisches vorkommt“ (Fuchs 2003a, S. 26). In Anschluss an die bisherigen Ausführungen können wir sagen, dass immer dann von Inklusion die Rede ist, wenn „Menschen“ als „Personen“ (als Erwartungsbündel) Mitteilungen zugeschrieben oder sie als Adressaten von Mitteilungen markiert werden. Von Exklusion wäre dann die Rede, wenn die andere Seite der Unterscheidung, „die nicht bezeichnete kommunikative Irrelevanz des Individuums“ (Göbel/Schmidt 1998, S. 95) ins Blickfeld rückt.

Das Schema Inklusion/Exklusion ist „an aktuelle (nur so mögliche) Koproduktion“ gebunden Fuchs (2003a,

S. 27f.). Es handelt sich also um eine Unterscheidung, die sich auf die Operativität von sozialen Systemen bezieht. Ein Jugendlicher, der sich am Bahnhof mit seinen Freunden unterhält, ist in dieses Interaktionssystem resp. seine Peer-Group inkludiert, nicht aber in seine Familie. Hier erfolgt die Inklusion erst am nächsten Morgen am Frühstückstisch. Dieses Beispiel soll andeuten, dass der Inklusionsbegriff hier explizit für die kommunikative Relevanz von Personen in jeglichen sozialen Systemen eingesetzt wird. Luhmann legt der Inklusions-/Exklusionsunterscheidung noch in „Gesellschaft der Gesellschaft“ (1997, S. 619) die Systemreferenz Gesellschaft zugrunde. Es gehe nicht um Zugang zu Interaktionen oder Organisationen. Andererseits formuliert er früher (1994b, S. 193), dass Organisationen Inklusion und Exklusion durch Entscheidungen regulierten. Nassehi/Nollmann (1997) sind der Ansicht, dass die Inklusions-/Exklusionsunterscheidung nicht nur auf der Ebene der Gesellschaft, sondern auch auf der Ebene der Organisationen ausgeübt werden müsste. Da es sich bei der Inklusion in Jugendgruppen um eine Inklusionsform handelt, die sich weder auf Funktions- noch auf Organisationssysteme bezieht, wird hier vorgeschlagen, den Gebrauch der Unterscheidung „Inklusion/Exklusion“ nicht vom Typus sozialer Systeme abhängig zu machen, sondern für alle drei Hauptkategorien (Gesellschaft, Organisation und Interaktion) sowie für weitere Formen sozialer Systeme einzusetzen. Für professionelle Tätigkeiten wie die Prävention ist die Ebene der Interaktion von besonderem Interesse, weil gerade Jugendliche (zumindest in ihrer Freizeit) immer wieder in Interaktionssysteme inkludiert sind, die keinen Organisationscharakter haben und deren Kommunikationen keinem Funktionssystem zugeschrieben werden können. Die hier verhandelten Peer-Groups mögen als Beispiel dafür dienen – gerade auch, weil in auf Freundschaft basierenden Jugendgruppen (oben beschrieben als Common-Bond-Groups) ein breiteres Spektrum von personalen Aspekten zum Tragen kommt als in Funktionssystemen und Organisationen.

4. Das Streben nach Einbringung von Individualität in die Kommunikation

Bis dahin wurde die Differenz von sozialem System (Peer-Group) und psychischer resp. körperlicher Umwelt aus der Perspektive des sozialen Systems beschrieben. In der Folge soll der Blick auf die Psyche gelegt und geschaut werden, wie sich die Inklusion von Jugendlichen (als Menschen oder Individuen) in ihre soziale Umwelt aus ihrer (psychischen) Perspektive darstellt. Inkludierte Personen fungieren nach Fuchs (2003a, S. 35) als strukturelle Kopplungen psychischer und sozialer Systeme. Sie seien damit „Zweiseitigkeiten, die das Sozialsystem mit Führung versorgen (als Lösung des Problems doppelter Kontingenz) und das Bewusstsein mit der Wahlmöglichkeit ausstatten, sich mit der sozialen Zumutung einer Personadressierung entweder zu arrangieren (im Sinne einer wie immer gearteten Übernahme dieser Offerte) oder die Akzeptanz zu verweigern“. Hier kann man – gerade in Hinblick auf die Prävention – anfügen, dass die (psychische) Akzeptanz/Nichtakzeptanz einer Personenadressierung und ihre kommunikativen Folgen

wiederum von der Adressierung der Person abhängen, der die Mitteilungshandlungen zugeschrieben werden. Der Einbezug von so genannten Peer-Leadern in die Prävention verdankt seine Popularität nicht zuletzt dem Umstand, dass sich die Präventionsfachleute eine größere Akzeptanz der präventiven Botschaften erhoffen, wenn die gleichen Botschaften einer besser akzeptierten Adresse zugeschrieben werden.

Es ist die Differenz von Körper und Bewusstsein, die es gestattet, die Eigenheit des Bewusstseins so weit zu stimulieren, dass sie sich in Differenz setzen kann zu den Formen der Person, die ihr durch Kommunikation zugemutet werden (Fuchs 2003a, S. 42). Durch die Selbstbeschreibungen, die es von sich anfertigt, indem es sich in Differenz zu seiner (physischen und sozialen) Umwelt setzt, gewinnt das Bewusstsein eine Identität. Diese Identität ist keine „Identitas“, keine Wesenseinheit, sondern eine laufend reproduzierte Differenz, deren Reproduktion in der modernen Gesellschaft unter nicht immer einfachen Bedingungen erfolgt: Zum einen wird das Bewusstsein laufend mit der Polykontextualität einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft konfrontiert – einer Gesellschaft also, die sich in der Form von unzähligen Systemen reproduziert, die alle nach eigenen Maßstäben kommunizieren und dabei in der Sozialdimension die unterschiedlichsten Personenzumutungen auswerfen.

In der Sachdimension wiederum ist das psychische System zumindest seit Freud gesellschaftlichen Vorstellungen ausgesetzt, gewisse Aspekte seiner selbst (das „Unbewusste“; vgl. auch Fuchs 1998) seien für es unkontrollierbar und bestimmten seine Operationen wie aus einem unzugänglichen Hintergrund. Dadurch wird das individuelle psychische System selbst-unsicher und unscharf in der Einschätzung dessen, wodurch es sich motiviert findet, was dazu führt, dass es seine Innen/Außendifferenz (seine Identität) nicht mehr trittsicher regulieren kann. In der Zeitdimension schließlich werden die Beständigkeiten aufgehoben, auf die das Bewusstsein sich zu verlassen gewöhnt war. Das Festhalten an einmal erwirtschafteter Identität wird sozial deplausibilisiert (Fuchs 2003a, S. 87f.)

Wenn wir von Selbstbeschreibungen sprechen, geht es nicht nur um die Frage, wie und unter welchen Bedingungen das Bewusstsein diese Identitätskonstruktionen in seiner operativen Geschlossenheit herstellt; viel mehr interessiert auch, in welcher Form sich Kommunikation durch die Identitätskonstruktionen in seiner psychischen Umwelt irritiert. Fuchs (2003a, S. 93f.) leitet seine diesbezügliche Analyse mit der Bemerkung ein, dass das Bewusstsein keine Adresse hat und damit weder für sich noch für die Kommunikation erreichbar ist. Da die strukturelle Kopplung mit sozialen Systemen Überlappungen ausschließt (das Bewusstsein also auch über strukturelle Kopplung nicht in die sozialen Systeme „hineinkommunizieren“ kann), ist von einer Differenz zwischen „intern prozessierter und tatsächlich exponierter (tatsächlich mitgeteilter) Selbstbeschreibung“ (Fuchs 2003a, S. 96) auszugehen. In andern Worten: Das Individuum (z.B. eine Jugendliche) hat ein Bild von sich selbst, das einer intern laufend neu reproduzierten Konstruktion entspricht. Im sozialen Kontakt versucht die Jugendliche nun (z.B.

im Zusammensein mit Freunden) sich so zu geben, wie sie sich selbst sieht, oder aber sie versucht sich anders darzustellen – positiver wie etwa in einem Vorstellungsgespräch oder negativer etwa als Rebellin in der Schule.

Diese soziale Fassung der individuellen Selbstbeschreibung, diese Signatur (Fuchs 2003a, S. 103) ist an soziale Erwartungen gebunden und gibt damit mehr oder weniger stringent vor, wie ein Ich oder ein Selbst zu sein hat. Diese Erwartungen (Schemata) unterscheiden sich synchron und diachron. So ist das moderne Ich-Schema (als Subjekt) ein anderes als im Mittelalter und die europäische Vorstellung der „Identität“ eines Menschen unterscheidet sich von jener in Asien (Fuchs 2003a, S.95). Wir haben weiter oben gesehen, dass Kommunikation erst zu Stande kommt, wenn die Differenz von Information und Mitteilung durch eine nachfolgende Differenz von Information und Mitteilung (im Nachtrag) identifiziert, in systemtheoretischer Sprache: operativ verstanden wird. Folglich muss davon ausgegangen werden, dass auch die Signatur (diese Exposition der Selbstbeschreibung des Bewusstseins) eines Verstehens, einer „Gegenzeichnung“ (Fuchs 2003a) bedarf, um als Signatur des Individuellen zu Stande zu kommen. Die Schwierigkeit ist, dass die Selektionsofferte nicht unbedingt Moment einer Äußerung („ich bin so“) ist, sondern ein hoch komplexes Gesamtbild der Person resp. ihres Habitus (Bourdieu), das sozial rekonstruiert wird und dem Einfluss des Individuums entzogen ist. So besteht z.B. keine Möglichkeit, im Voraus zu bestimmen, welche Gegenzeichnung „selbstsicheres“ Auftreten in unterschiedlichen sozialen Kontexten auslöst – vielleicht Bewunderung, vielleicht Ablehnung. Es ist keine Frage, dass es in einer Zeit und Kultur, in der so hohes Gewicht auf individuelle Selbstdarstellung gelegt wird, gerade für Jugendliche eine enorm hohe Frustrationstoleranz für abgelehnte oder „missverstandene“ Selbstdarstellungen braucht.

5. Rauchen als symbiotisches Symbol zur Stärkung der Gruppenidentität und der Inklusionschancen von Jugendlichen

Wenn in der Folge Rauchen als symbiotisches Symbol eingeführt wird, soll die Doppelperspektive der Peer-Group als System und ihrer psychischen und körperlichen Umwelt weiterverfolgt werden. Das Ziel ist zu zeigen, dass Rauchen auf der einen Seite ein Aspekt der Gruppenidentität werden kann und dass dies auf der anderen Seite Jugendliche dazu motivieren mag, Rauchen als Aspekt in die Signatur einzuschließen, um die Inklusionschancen in der Gruppe zu verbessern. Das Rauchen dient hier als Beispiel und könnte auch durch andere an den Körper gebundene Verhaltensweisen wie Rauschtrinken, Vandalismus oder Gewaltanwendung gegen Personen ersetzt werden.

Luhmann (1993, S. 229) entwickelte das Theoriestück der symbiotischen Mechanismen (symbiotischen Symbole) insbesondere in Hinblick auf die Frage, wie symbolisch generalisierte oder gar mediengesteuerte motivierende Kommunikation möglich ist in Interaktionen, in

denen auch physische und organische Faktoren eine Rolle spielen. Selbstverständlich bestehen Zusammenhänge zahlreicher Art zwischen der Ebene sinnorientierter Kommunikation und physischen resp. psychischen Prozessen. So können Gähnen oder Erröten bei einem Rendezvous die Kommunikation maßgeblich und ganz unterschiedlich beeinflussen. Der Begriff „symbiotisch“ zeigt an, dass die symbiotischen Symbole den Bezug der Kommunikation zur organischen „Infrastruktur“ regeln, wobei sie selbst nicht als organische Mechanismen zu verstehen sind. Sie können nicht einmal psychologisch ausreichend erklärt werden, sondern stellen Einrichtungen des sozialen Systems dar, „die es diesem ermöglichen, organische Ressourcen zu aktivieren und zu dirigieren sowie Störungen aus dem organischen Bereich in sozial behandelbare Form zu bringen“ (Luhmann 1993, S. 230).

Das Verhältnis der symbiotischen Mechanismen zu organischen und psychischen Prozessen ist variabel. So kann physische Gewalt schon als bloße Möglichkeit wirken – unabhängig von organischen Prozessen und von Unterschieden psychischer Dispositionen zu Furcht und Gewalttätigkeit. In Anschluss an die obigen Ausführungen kann man formulieren, dass die Androhung von körperlicher Gewalt schon in der Signatur (dieser exponierten Fassung der Selbstbeschreibung) integriert sein kann, dass sie ihre kommunikative Relevanz jedoch erst in der Gegenzeichnung erfährt. Die Drohung existiert demnach nicht für sich, sondern wird erst im Nachtrag (in der Gegenzeichnung) ausgemacht, und umgekehrt ist es denkbar, dass die Gegenzeichnung Drohung konstruiert, ohne dass die Signatur drohende Aspekte umfasst. So ist es möglich, dass eine bestimmte Körperhaltung, Springerstiefel oder ein kahler Schädel Furcht vor Gewaltanwendung auslösen, ohne dass das strukturell gekoppelte psychische System des Springerstiefelträgers in irgendeiner Form mit Gewalt drohen wollte. Das Beispiel deutet darauf hin, dass sich das Theoriestück der symbiotischen Mechanismen nicht nur auf die Symbolkraft von körperlichen Prozessen und Tätigkeiten beschränkt, sondern auch Aspekte umfasst, welche die körperlichen Faktoren modalisieren: Kleidung, Schminke, Schmuck oder eben: die Zigarette im Mundwinkel.

Das Beispiel mit der Zigarette zeigt, dass gerade für die Prävention eine Verknüpfung des Theoriestücks der symbiotischen Symbole mit der Inklusions/Exklusions-Unterscheidung sinnvoll ist. Oben wurde argumentiert, dass von Inklusion die Rede ist, wenn in sozialen Systemen „Menschen“ als „Personen“ resp. „Adressen“ (als Erwartungsbündel) Mitteilungen zugeschrieben oder sie als Adressaten von Mitteilungen markiert werden. Weiters wurde gezeigt, dass psychische Systeme ihre Identität in der sozialen Umwelt in der Form einer Signatur exponieren – einer Signatur, die wiederum erst im Nachtrag durch eine Gegenzeichnung (die bei weitem nicht der psychischen Intention entsprechen muss) identifiziert wird. Schließlich wurde gezeigt, dass in diesem kommunikativen Prozess der Gegenzeichnung von Signaturen über symbiotische Symbole auch auf Körper und ihre Ausstattung (Kleidung etc.) Bezug genommen wird oder werden kann.

Die These ist nun, dass mit dem Rückgriff auf symbiotische Symbole, also mit dem kommunikativen Bezug auf den Körper und seine Ausstattung die Inklusionswahrscheinlichkeit von Personen in Interaktionssystemen beeinflusst wird. So kann man davon auszugehen, dass sich bestimmte Kleidungsweisen, Haarschnitte, Körperformen (z.B. Schlankheit), aber auch Verhaltensweisen im Rahmen der Interpenetration von psychischen, organischen und sozialen Systemen – im Sinn einer Koevolution – im Gleichschritt mit dem kommunikativen Bezug auf diese Phänomene (ihrer Symbolik) entwickeln können.

In andern Worten: Aus der Perspektive der Kommunikation kann die symbolische Repräsentanz von körperbezogenen Aspekten wie Rauchen oder Gewaltanwendung die Funktion haben, die Gruppenidentität zu stärken und die Bedingungen für die Inklusion resp. Exklusion von Personen in interaktiven Kontexten zu regeln. Eine daran anschließende, empirisch zu prüfende These wäre, dass die symbiotische Symbolik zu einem massiven Anstieg dieser Verhaltensweisen führt, wenn sich diese Verhaltensweisen zu „kollektiven Identitäten“ (Fuhse) entwickeln: Schemata, die von vielen Gruppen für die Strukturierung der Gruppenidentität herangezogen werden. Die zunehmende symbolische Relevanz des Rauchens in Peer-Groups könnte dann eine Erklärung für die massive Zunahme des Tabakkonsums bei (vor allem weiblichen) Jugendlichen in den späten 90er-Jahren darstellen – vergleichbar mit Phänomenen der Bekleidungsmode.

Da wir hier von Phänomenen sprechen, die nicht ausschließlich sozialer, psychischer oder körperlicher Natur sind, sondern die Kopplungsbereiche dieser Systemebenen betreffen, wäre die (lediglich soziale) symbiotische Symbolik ohne Relevanz, wenn sie nicht auch zu Prozessen in psychischen und körperlichen Umwelt führen würde. So lässt sich argumentieren, dass die beschriebenen körperbezogenen Aspekte aus der Sicht der psychischen Systeme vermehrt in die Signatur integriert werden, um die Inklusionschancen in eine Gruppe zu erhöhen, wenn diese Aspekte in dieser Gruppe mit symbolischer Bedeutung aufgeladen und zur Stärkung der Gruppenidentität eingesetzt werden. In einer Gruppe nicht zu rauchen (oder zu trinken, zu schlagen, zu sprayen etc.), in der das Rauchen (Trinken, Schlagen, Sprayen etc.) als Teil der Gruppenidentität „dazu“ gehört, kann die Inklusionschancen einer Person deutlich schmälern. Ganz ähnlich liegt der Fall beim Phänomen „Schlankheit“: Füllige Körperformen schmälern in unserem Kulturkreis tendenziell die Inklusionschancen zumindest aus der Perspektive der Betroffenen, was diese dazu motivieren kann zu hungern, um dem gängigen Körperideal eher zu entsprechen. Das Individuum muss in diesem Fall entscheiden, ob es der sozialen Zumutung nachgeben oder ob es sich ihr verweigern will – auf die Gefahr hin, dass dies zur (längerfristigen) Exklusion aus der Peer-Group führt. Im Fall des Rauchens wird die Sachlage zusätzlich dadurch kompliziert, dass Nikotingebrauch auf neuronaler Ebene zu Abhängigkeitsmustern führt, die bewusst kaum kontrolliert werden können. Wenn also das Rauchen seine soziale Funktion der Stärkung der Gruppenidentität einbüßt und Inklusion in die Peer-Group nicht mehr im gleichen Maß von Zigarettenkonsum abhängig

gemacht wird, dann lässt sich das Rauchen oft nicht ablegen wie ein Kleidungsstück, das aus der Mode gekommen ist. Die zu Beginn dieses Textes erwähnte Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2004, S. 20) zeigt denn auch, dass 74% der 12- bis 15-jährigen und 65% der 16- bis 19-jährigen darüber nachdenken, ob sie in näherer Zukunft mit Rauchen aufhören wollen. 39% der jüngeren Gruppe wollen gar innerhalb der nächsten 30 Tage mit dem Rauchen aufhören. Bei den 16- bis 19-jährigen, sind es 29%, die einen kurzfristigen Rauchstopp planen.

6. Die Folgerungen für die Prävention

Es wurde gezeigt, dass das Rauchen und andere durch Prävention zu verhindernde Tätigkeiten in bestimmten sozialen Systemen (Peer-Groups) als symbiotische Symbole und als Kommunikationsmedien eingesetzt werden, um die Gruppen-Identität zu stärken und die Bedingungen der Inklusion und Exklusion zu regeln. Weiters wurde argumentiert, dass die mediale Funktion dieser symbiotischen Symbole im Rahmen der Interpenetration von sozialen, physischen und psychischen Systemen das Bewusstsein dazu motivieren kann, seine Signatur durch ein Symbol wie Rauchen zu modifizieren, um seine Inklusionschancen in die Peer-Group zu steigern. Damit wurde das unternommen, was die Prävention in der Regel als erstes unternimmt, wenn sie ihre grundsätzlich paradoxe Aufgabe, ein noch nicht bestehendes Problem zu verhindern, erfüllen will: Sie muss (gegenwärtige) Einflussfaktoren für das zu verhindernde Problem definieren, denn nur durch die Beseitigung (bei Risikofaktoren) resp. Stärkung (bei Schutzfaktoren) dieser Einflussfaktoren kann sie erreichen, dass das Problem auch in der Zukunft nicht auftritt (Hafen 2005, S. 216ff.; 2007a, S. 59ff.). Dass der Erfolg der Prävention trotz dieses einleuchtenden Konzepts (die Einflussfaktoren, nicht die Phänomene zu bekämpfen) nicht so erfolgreich ist, wie man sich das wünscht, hängt mit verschiedenen Aspekten zusammen: Zuerst ist zu bemerken, dass jede Bestimmung von Einflussfaktoren keine Abbildung der Realität darstellt, sondern eine soziale Konstruktion, die mehr oder weniger zuverlässig ausfällt – je nachdem, wie wissenschaftlich sie erstellt wurde. Gerade bei hoch komplexen („biopsychosozialen“) Phänomenen wie Sucht oder Gewalt ergibt sich dabei eine so große Anzahl von möglichen, bisweilen voneinander abhängigen Einflussfaktoren, dass der Einfluss einzelner Faktoren kaum zuverlässig bestimmt werden kann. Das wirkt sich auch auf die Wirkung der einzelnen Maßnahmen aus. Wenn z.B. die Selbstwirksamkeitserwartung (Bandura 1997) von Jugendlichen verbessert oder die Werbung verboten wird, dann bleiben zahllose andere Einflussfaktoren unbehandelt, die ebenfalls dazu beitragen, dass Jugendliche mit dem Rauchen beginnen. Dazu kommt, dass die Prävention wie alle professionellen Tätigkeiten der Beschränkung unterworfen ist, dass sie Systeme (psychische oder soziale) nicht intervenieren kann. Sie bleibt darauf limitiert, Prävention in der Form Kommunikationssystemen zu inszenieren, d.h. „Lärm“ in der Umwelt der zu beeinflussenden Systeme zu produzieren und zu hoffen, dass diese Systeme den Lärm im gewünschten Rahmen als Irritationsanlass

nutzen. Damit sind mehrere Unwahrscheinlichkeiten verbunden. Zuerst muss die Prävention die Aufmerksamkeit der betreffenden Systeme auf sich ziehen; wenn diese Aufmerksamkeit erreicht ist, müssen die Botschaften (inhaltlich) so verstanden werden, wie sie intendiert waren; wenn sie wie gewünscht verstanden wurden, müssen sie von den Systemen angenommen und nicht abgelehnt werden; wenn sie angenommen wurden, müssen sie längerfristig zu den erwünschten Einstellungsänderungen führen, und wenn auch diese Hürde überwunden ist, muss noch gewährleistet sein, dass sich die gewünschte Verhaltensmodifikation einstellt und in der Folge stabilisiert wird (Hafen 2007b, S. 32-34). Die Prävention bleibt unter diesen Bedingungen wie jede Intervention eine „sozial fungierende Konstruktion“ (Fuchs 1999, S. 12), die immer unter der Bedingung der Unsicherheit ihres eigenen Erfolgs operiert. Das wiederum unterscheidet sie nicht von andern intervenierenden Tätigkeiten, und es bleibt ihr wie diesen Tätigkeiten nichts anderes übrig, als sich möglichst gut auf die schwierigen Verhältnisse einzustellen. Das bedeutet, dass sie aufgerufen ist, die zu beseitigenden Ursachen und die Wirkungen der eigenen Interventionsversuche möglichst wissenschaftlich zu erforschen (und zwar empirisch und theoretisch; vgl. Ruckstuhl et al. 2001, S. 41ff.), die Fachleute durch Aus- und Weiterbildungen zu professionalisieren und möglichst optimale organisatorische Bedingungen für die einzelnen Maßnahmen bereit zu stellen.

Die professionelle Prävention zeichnet sich durch eine enorme Vielfalt an (theoretisch und empirisch meist unzureichend abgestützten) Zugängen und Methoden aus (EMCDDA 1998, S. 7). Will man diese Heterogenität der Präventionsmaßnahmen gliedern, bietet sich an, die Systemreferenz zu beachten (Hafen 2007b, S. 195ff.), also zu prüfen, ob sich die Maßnahmen direkt an die psychischen Systeme der Zielpersonen richten (hier: der Jugendlichen) oder ob strukturelle Veränderungen in sozialen Systemen in der Umwelt der Jugendlichen angestrebt werden (hier: der Peer-Group) – in der Hoffnung, dass diese Veränderungen zur Verhinderung des zur Diskussion stehenden Phänomens beitragen. Obwohl die Bedeutung der sozialsystem-orientierten Prävention in Fachkreisen weit gehend erkannt ist und auch immer mehr Präventionsmaßnahmen durchgeführt werden, die sich an soziale Systeme (Organisationen aller Art; Familien; Peer-Groups) richten, sind die präventiven Aktivitäten immer noch deutlich in der Überzahl, die (vermutete) psychische Einflussfaktoren zu beseitigen versuchen: Informations-, Sensibilisierungs- oder Abschreckungsmaßnahmen resp. Maßnahmen, die anstreben, die Zielpersonen durch (behavioristisch gefärbte) Übungseinheiten zu befähigen, sich in Risikosituationen zu schützen (Hafen 2005, S. 449ff.). Das ist auch beim Rauchen nicht anders. Zwar wird der Einfluss der sozialen Umwelt auf das Individuum und seine Psyche gesehen, aber die Maßnahmen setzen in der Regel nicht bei den sozialen Ursachen an, sondern bei psychischen Defiziten wie unzureichender Abgrenzungsfähigkeit oder mangelnder Selbstwirksamkeitserwartung. Auch wenn Peer-Groups involviert sind, richtet sich die Prävention in erster Linie direkt an die Zielpersonen. Das bedeutet, dass die Gruppenstrukturen dafür genutzt werden, um

präventive Maßnahmen direkt an die Gruppenmitglieder (die gleichzeitig einer Zielgruppe zugerechnet werden) zu richten. Sollte sich empirisch bestätigen lassen, dass Rauchen ein Aspekt der Gruppenidentität darstellen kann und die Inklusionsbedingungen in eine Peer-Group mitbestimmt, dann macht es durchaus Sinn, die individuals-bezogenen Ansätze durch Maßnahmen zu ergänzen, die die Gruppe dabei unterstützen, funktionale Äquivalente zur Stärkung der Gruppenidentität zu entwickeln. Das gilt umso mehr, als der Appell an die Individuen, ihre Gesundheit zu schonen, indem sie auf das Rauchen verzichten, oft wirkungslos verhallt – auch weil der Gesundheitsfaktor der gegenwärtigen sozialen Akzeptanz oft als wichtiger eingeschätzt wird, als gesundheitsmindernde Faktoren wie Lungenkrebs, die in 30 Jahren drohen.

Wie oben angetönt, darf man sich infolge der operativen Geschlossenheit der zu beeinflussenden Systeme keine Illusionen über die Wirkung dieser Maßnahmen machen. Bei den psychischen Systemen (und ihrer neuronalen Umwelt) stellt sich das Problem, dass die Psychen individuell strukturiert sind und den präventiven Bemühungen in ihrer Umwelt demnach unterschiedliche Informationen abgewinnen, was zu unterschiedlichen Lernprozessen führt. So kann der Hinweis auf die gesundheitsschädigende Wirkung eines Suchtmittels bei den einen die erwünschte Wirkung zeigen, bei anderen wirkungslos verhalten und bei Dritten zu einem „Jetzt-erst-Recht“ führen. Doch auch der Versuch, die Strukturen der Peer-Group (hier: die Gruppenidentität) „von außen“ zu verändern, ist kein Königsweg – umso mehr als diese Gruppen noch schwerer fassbar sind als Organisationen: So haben Peer-Groups eine eher schwach ausgeprägte soziale Adresse, selbst wenn sie ihr „Wir“ mit einem Namen markieren. Gerade in der Prävention hat man es zudem wie gezeigt immer auch mit „Common-Bond-Groups“ zu tun – Gruppen also, die ihre Bindung weniger über Heraushebung der gemeinsamen Gruppenidentität gewinnen als über persönliche Beziehungen. Das „Wir“ der Gruppe erschwert gezielte Interventionen in Peer-Groups ungemein, insbesondere, wenn sich die Gruppenidentität weniger aus der Gruppe selbst (z.B. durch gemeinsame Interessen wie Street-Basketball, Umweltschutz oder zwischenmenschlichen Kontakt) ergibt als aus expliziter Abgrenzung (vor allem so genannten „Autoritäten“ wie Eltern, Lehrkräften oder der Polizei gegenüber). Die Prävention reagiert auf die Adressierungs- und Zugangsschwierigkeiten wie erwähnt dadurch, dass sie Gruppenmitglieder für ihre Anliegen zu gewinnen versucht, die in der informalen Hierarchie der Gruppe eine hohe Stellung innehaben und die als Mediatoren oder als Multiplikatoren (Hafen 2005, S. 497ff.) eingesetzt werden können. Natürlich gewinnt die Prävention dadurch keinen „Zugang“ zu der Gruppe; vielmehr erhofft sie sich, dass sie die Irritationsanlässe mit Unterstützung der Peer-Leader so gestalten kann, dass die Wahrscheinlichkeit der erwünschten Irritationen in der Gruppe und in der psychischen Umwelt der Gruppenmitglieder zunimmt. Die Hoffnung besteht dann in unserem Fall darin, dass die Gruppenmitglieder mit dem Rauchen aufhören oder nicht damit beginnen, wenn die Peer-Leader sich gegen das Rauchen aussprechen.

Die Betonung der Schwierigkeiten, welche die Prävention überwinden muss, wenn sie zur Reduktion von Phänomenen wie dem Rauchen beitragen will, impliziert keineswegs, dass auf präventive Maßnahmen grundsätzlich verzichtet werden sollte. Auch andere (z.B. behandelnde Interventionsversuche) sind den gleichen systemischen Unwegsamkeiten ausgesetzt; auch sie bleiben sozial fungierende Konstruktionen, die darauf angewiesen sind, die unfassbare Komplexität der Welt zu reduzieren und damit Vieles unbeachtet zu lassen, das auch von Bedeutung sein könnte. Andererseits zeigen die Ausführungen, dass es für die Heilsphantasien, die bisweilen mit der Prävention in Verbindung gebracht werden, kaum Argumente gibt. Prävention ist kein Allzweckmittel gegen die Probleme in unserer Gesellschaft, sondern einer von unzähligen Steuerungsversuchen, die den evolutionären Prozess der Gesellschaft ausmachen. Daher ist weder Euphorie noch Resignation gefragt, sondern vielmehr eine respektvolle Bescheidenheit – kombiniert mit dem Bestreben, sich so gut wie immer möglich auf die komplexen und undurchsichtigen Verhältnisse einzustellen.

Summary

Around the turn of the century prevention professionals stated with concern that the consumption of cigarettes among adolescents was growing distinctly, despite all efforts to prevent youths from smoking. It was not or only partly possible to explain this development with the established explanations for cigarette-consumption of adolescents. This article offers a complementary approach with the means of the sociological systems theory. The thesis is that smoking in peer-groups is charged with symbolic value in order to strengthen the group-identity, and that this symbolism influences the adolescents' chances of inclusion in these groups. For the reasoning established terms and distinctions of the systems theory (symbiotic symbols, inclusion/exclusion, person/social address) are combined with more recent suggestions of terms as "Signatur" and "Gegenzeichnung" and confronted with concepts as "group" whose status in the systems theory is rather unclear. The connection to practice shall be re-established by deriving proposals for professional prevention and by stating some thoughts about the limitations and the possibilities of prevention.

Keywords

prevention, peer-group, smoking, behavior-oriented prevention, group identity, systems theory, Luhmann

Literatur

Bandura, A. (1997): Self-efficacy. The exercise of control. New York

- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (2004): Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2004. Teilband Rauchen. Köln
- EMCDDA – European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction (Hrsg.) (1988): Evaluating Drug Prevention in the European Union. EMCDDA Scientific Monograph Series No. 2, Luxembourg
- Fuchs, P. (1992): Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit. Frankfurt
- Fuchs, P. (1997): Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie. Soziale Systeme 3 1997, Heft 1: 57-79
- Fuchs, P. (1998): Das Unbewusste in Psychoanalyse und Systemtheorie. Die Herrschaft der Verlautbarung und die Erreichbarkeit des Bewusstseins. Frankfurt am Main
- Fuchs, P. (1999): Intervention und Erfahrung. Frankfurt am Main
- Fuchs, P. (2001): Die Metapher des Systems. Studie zur allgemein leitenden Frage, wie sich der Tanz vom Tänzer unterscheiden lasse. Weilerswist
- Fuchs, P. (2002): Die konditionierte Koproduktion von Kommunikation und Bewusstsein. In: Bernd Ternes (Hrsg.): Ver-Schiede der Kultur. Aufsätze zur Kippe kulturanthropologischen Nachdenkens (hrsg. von der Arbeitsgruppe „menschen formen“ am Institut für Soziologie der freien Universität Berlin). Marburg, 2002: 150-175
- Fuchs, P. (2003a): Der Eigen-Sinn des Bewusstseins. Die Person, die Psyche, die Signatur. Bielefeld
- Fuchs, P. (2003b): Das Unbewusste. Ms. Travenbrück (Verwendete Fassung: Download Version auf http://www.fen.ch/texte/gast_fuchs_unbewusst.htm, Downloaddatum 14.1.2004)
- Fuhse, J. A. (2001): Unser „wir“ – ein systemtheoretisches Modell von Gruppenidentitäten. SISS: Schriftenreihe des Instituts für Sozialwissenschaften der Universität Stuttgart Nr.1/2001. Stuttgart (Verwendete Fassung: Online-Version <http://elib.unistuttgart.de/opus/volltexte/2001/780/pdf/gruppid.pdf>, Downloaddatum: 8.2.2005)
- Göbel, M./Schmidt, J.F.K. (1998): Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars. Soziale Systeme 1998, 4/98, Heft 1: 87-117
- Hafen, M. (2004): Jugendliche als bevorzugte Zielgruppe von präventiven Massnahmen – ein theorie-geleiteter Blick auf eine Selbstverständlichkeit. Sozialpädagogik Nr. 2, Juni 2005: 16-21
- Hafen, M. (2005a): Systemische Prävention – Grundlagen für eine Theorie präventiver Maßnahmen. Heidelberg
- Hafen, M. (2005b): Prävention und Peer-Groups. Sucht-Magazin 5/2005: 39-42
- Hafen, M. (2007a): Mythologie der Gesundheit. Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese. Heidelberg
- Hafen, M. (2007b): Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis. Heidelberg
- Herrmann, T. (2001): Kommunikation von Jugend. Analysen zur Jugend der Gesellschaft. Kiel (Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Internetversion von: http://e-diss.uni-kiel.de/diss_567/d567.pdf; Downloaddatum: 8.9.2003)
- Kieserling, A. (1999): Kommunikation unter Anwesenden: Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt a.M.
- Künzel-Böhmer, J./Bühringer, G./Janik-Konecny, T. (1993): Expertise zur Primärprävention des Substanzmissbrauchs. Baden-Baden
- Luhmann, N. (1987): Sozialisation und Erziehung. In: Luhmann, N.: Soziologische Aufklärung 4 – Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. Opladen, 1987: 173-181
- Luhmann, N. (1990): Sozialsystem Familie. In: Luhmann, N.: Soziologische Aufklärung 5 – Konstruktivistische Perspektiven. Opladen, 1990: 196-217
- Luhmann, N. (1993): Symbiotische Mechanismen. In: Luhmann, N.: Soziologische Aufklärung 3 – Soziales System, Gesellschaft, Organisation. 3. Auflage. Opladen, 1993: 228-244
- Luhmann, N. (1994a): Soziale Systeme-Grundriss einer allgemeinen Theorie. 5. Auflage, Frankfurt am Main
- Luhmann, N. (1994b): Die Gesellschaft und ihre Organisationen In: Derlien, H.-U. (Hrsg.): Systemrationalität und Partialinteresse. Festschrift für Renate Mayntz. Baden-Baden, 1994b: 189-201
- Luhmann, N. (1998): Was ist Kommunikation? In: Simon, F.B. (Hrsg.): Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie. 2. Auflage, Frankfurt am Main, 1998: 19-31
- Luhmann, N. (2000): Organisation und Entscheidung. Opladen/Wiesbaden
- Luhmann, N. (2002): Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Hrsg. von Dieter Lenzen. Frankfurt am Main
- Parsons, T. (1959): Some Fundamental Categories of the Theory of Action: A General Statement. In: Parsons, T./Shils, E. A. (Hrsg.): Toward a General Theory of Action. Cambridge, Massachusetts, 1959: 3-27
- Petratis, J./Flay, B.R./Miller, T.Q. (1995): Reviewing Theories of Adolescent Substance Use. Organizing Pieces in the Puzzle. Psychological Bulletin, 1995, Vol. 117, No. 1, 67-86
- Prentice D. A./Miller D.T./Lightdale J.R. (1994): Asymmetries in Attachments to Groups and to Their Members: Distinguishing Between Common-Identity and Common-Bond Groups. Personality and Social Psychology Bulletin, 1994, Vol. 20, No.5, 484-493
- Ruckstuhl, B./Kolip, P./Gutzwiller, F. (2001): Qualitätsparameter in der Prävention. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung BZgA (Hrsg.): Qualitätsmanagement in Gesundheitsförderung und Prävention –

Grundsätze, Methoden und Anforderungen: Eine aktuelle Bestandaufnahme. Köln, 2001: 38-50

Spencer Brown, G. (1997): Laws of Form – Gesetze der Form. Lübeck

Tönnies, F. (1991): Gemeinschaft und Gesellschaft. Darmstadt

Uhl, A. (1998): Evaluation of Primary Prevention in the Field of Illicit Drugs. Definitions – Concepts – Problems. Results of an International Consensus Study within the COST-A6 Action of the European Union. In: Uhl, A./Springer, A. (Hrsg.): COST A6. Evaluation Research in Regard to Primary Prevention of Drug Abuse. Brüssel, 139-236

Zwingmann, E./Emlein, G./Schwertl, W./Staubach, M.L. (1998): Management von Dissens. Die Kunst systemischer Beratung von Organisationen. Frankfurt am Main/New York

Korrespondenzadresse

Prof. (FH) Dr. Martin Hafen
Hochschule Luzern – Soziale Arbeit
Werftstr. 1
Postfach 3252
CH-6002 Luzern
Tel.: +41-(0)41-367-48-81
Fax: +41-(0)41-367-48-49
E-Mail: martin.hafen@hslu.ch
Web: www.fen.ch